# Eine Todsünde.

(Fortsetzung.)

„So leben Sie denn wohl, wenn ich durchaus nichts für Sie thun kann."

„Nichts. Vor Tagesanbruch wird der Schlaf wohl aufhören."

„Etliche Stunden, voraussichtlich."

Mr. Bates verließ das Haus in tiefster Beschämung; er nahm sich vor, ein anderer Mensch zu werden und mit allen losen Gefährten zu brechen.

Josephine kehrte in das Eßzimmer zurück. Sie empfand jetzt weder Furcht noch Kummer. Die Stunde ihrer Erlösung hatte geschlagen. Sie betrachtete einen Augenblick die zusammengesunkene Gestalt. So weit war es mit ihrem Helden gekommen! Dann lief sie hinauf und klopfte an die Thür ihrer Dienstboten. Die Mädchen erschienen in großer Aufregung.

„Es thut mir leid, Euch stören zu müssen," sagte Josephine. „Ihr sollt Euch nur meinen Arm ansehen."

Sie öffneten Mund und Augen vor Verwunderung.

„Herr Gott, gnädige Frau!" rief die Köchin, „das sind ja—. Hat der Herr—"

„Ja," erwiderte Josephine ruhig; „er hat mich eben geschlagen. Vergeßt nicht Tag und Stunde, in der ich Euch dies gezeigt. Nun legt Euch wieder; ich brauche nichts!"

Sie ging in ihr Zimmer; nahm ihren Schmuck, die Briefe, Papiere und kleinen Andenken, die sie zu behalten wünschte und packte Alles in eine Tasche. Sie trotz ihr zerschnittenes Kleid nicht ab, wickelte sich nur in ein dickes Tuch, setzte einen Hut auf und ging hinunter. Als sie sich im Hausflur befand, fiel ihr der kleine Dolch ein. Digby konnte ihn bei den in Aussicht stehenden gerichtlichen Verhandlungen vorzeigen und — was kam es ihm darauf an — schwören, daß sie ihn damit bedroht habe. Sie wollte ihn lieber mitnehmen.

Sie öffnete vorsichtig die Thür und betrat noch einmal die verhaßte Schwelle. Sie durfte nicht fürchten, den Schläfer zu wecken; er lag tief und regungslos hingestreckt. Sie nahm die kleine Waffe und empfand deutlich, daß sie—so sanft auch ihre Natur war—wenn die Erlangung ihrer Freiheit davon abhinge, die Kraft haben würde, ihm das Eisen in's Herz zu stoßen. Sie konnte die Augen nicht von ihm abwenden und fühlte sich wie gebannt durch seine Hilflosigkeit. Sie mußte an alle Phasen ihres Lebens zurückdenken, an jenen Unglückstag, welcher ihn nach Redhills führte. Sie gedachte ihres Vaters und der geheimnißvollen Macht, die dieser ihm verhaßte Mensch auf ihn ausübe—eine Macht, die ihn zwang, die größten Summen zu opfern. Was könnte wohl dahinter verborgen sein? Wenn sie das nur ergründen, ihren Vater aus seinen Krallen befreien könnte. Das Blut schoß ihr in die Wangen, als der Gedanke einer Handlung in ihr aufstieg, die zwar ihren lauteren Gesinnungen widerstrebte, für die Ihrigen aber von Nutzen sein konnte. Dieser Mann hatte ihr bitteres Unrecht zugefügt, sie betrogen, ihr Leben vernichtet—wie, wenn sie nicht nur sich zu rächen, sondern auch noch ihren Lieben zu helfen vermochte? Sollte der Zweck nicht die Mittel heiligen?

Sie näherte sich ihm, und seine Schlüssel aus der losen Tasche seines Rockes hervorziehend, ging sie noch einmal hinauf—betrat ein Zimmer, in das sie seit Jahren nicht gekommen, sein Zimmer, und öffnete hastig einen kleinen eisernen Kasten, den er dort aufbewahrte. Es lagen Papiere darin, Banknoten und viele Briefe von Frauenhand; außerdem eine mit Schriftstücken gefüllte Brieftasche. Sie öffnete dieselbe und las auf jedem Dokument den Namen Bourchier; eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß dieselben im Zusammenhang stünden mit dem Zwang, den Digby auf ihren Vater ausübte. Sie steckte die Brieftasche zu sich, ebenso einige der zu oberst liegenden Briefe—wahrscheinlich die letzten, dachte sie—sie konnten ihr von Nutzen sein. Dann schloß sie den Kasten, steckte die Schlüssel in die Tasche des Schläfers zurück, wandte sich ab von dem Verhaßten, betrat die schwach beleuchtete Straße, und verließ auf immer das Haus ihres Gatten.

Es war nun drei Uhr vorbei. Wohin sollte sie ihre Schritte lenken? Ihr erster Gedanke war, die Straßen zu durchwandern bis zum Morgen und dann einen frühen Zug nach Westshire zu benutzen; die flüchtig hingeworfenen Worte eines Vorübergehenden trieben ihr das Blut in die Schläfen und zeigten ihr die Unmöglichkeit ihres Vorhabens. Sie mußte einen anderen Beschluß fassen. Allan war ihr natürlicher Beschützer in London, so rief sie denn einen zufällig des Weges kommenden Hansom herbei, und ließ sich nach Caversham Place fahren; bald lag sie weinend in den Armen ihres Bruders, den sie verzweifelt um Hilfe anflehte, während Frances sie beruhigte und liebkoste.

Und Allan, als er jene rothen Streifen auf seiner Schwester Arm gewahrte, knirschte mit den Zähnen und gelobte sich, dem Halunken mit Zinsen zurückzuzahlen, was er an Josephine verübt.

## 17. Kapitel.

Es war heller Tag, als Digby Bourchier aus seinem bleiernen Schlafe erwachte. Als er sich in Etwas klar wurde über die unbequeme Stellung, in der er sich befand—seinen Kopf an ein Stuhlbein gelehnt, seine Füße gegen den Kamin gestemmt—glaubte er, es müsse noch Nacht sein, denn Thür und Laden waren noch geschlossen und die Gasflamme brannte. Er warf sich auf das bequemere Lager einer Chaiselongue und schlief nochmals ein. Er war betrunken gewesen, das wurde ihm begreiflich; im Uebrigen aber schmerzte sein Kopf ihn zu sehr, um irgend welches Denken zu gestatten. Erst Nachmittags erwachte er zum zweiten Mal. Jetzt war er nüchtern, fühlte sich aber sehr unwohl.

Wie er sich Alles hin und her überlegte, drückten die Dinge sich allgemach in seinem wüsten Hirn. Er entsann sich, mit Bates nach Hause gekommen zu sein und daß Josephine im [illegible], als sie eintreten. Dann fiel ihm ein, wie Josephine—einen Dolch in der Hand—ihm mit dem einen entblößten Arm gegenüber gesessen, und daß er sie in der Wuth geschlagen habe.

Er klingelte nach den Dienstboten.

„Oeffnen Sie die Laden, machen Sie Ordnung hier und besorgen Sie mir etwas Thee."

Er begab sich auf sein Zimmer, badete den Kopf in kaltem Wasser und kam etwas erfrischt herunter.

„Wo ist die Frau?" erkundigte er sich.

„Das weiß ich nicht."

„Das wißt Ihr nicht? Ist sie ausgegangen?"

„Nun, ich glaube," sagte das Mädchen geheimnißvoll, „die Frau ist fort."

„Was soll das heißen? Wo ist sie hin?"

„Gestern Abend kam sie auf unser Zimmer und zeigte der Köchin und mir ihren zerschlagenen Arm. Seitdem haben wir sie nicht gesehen."

„Ist sie nicht in ihrem Schlafzimmer—sehen Sie nach."

„Nein; wir fanden am Morgen die Thür offen und das Bett unberührt. Sie ist fort, und wundern thut es mich nicht. Die Köchin und ich, wir möchten auch gern fort; so bald es irgend angeht."

„So geht zum Teufel!" sagte Digby höflich. Es wunderte ihn nicht sonderlich, daß seine Frau ihn verlassen hatte. Er überzeugte sich davon, indem er ihrem Zimmer einen Besuch abstattete. Sie war gegangen, ohne einen Brief oder sonst eine Spur zu hinterlassen. Er machte sich nichts aus ihrer Flucht, da er glaubte, die Zeit sei gekommen, wo er auch ohne sie fertig wurde. Um die Sicherheit seiner Frau machte er sich keine Sorgen. Sie würde selbstverständlich ihre Schritte nach Redhills gelenkt haben, wo sie bleiben mochte, bis er sie brauchte. Er konnte sie zurückverlangen, sobald es ihm genehm war, und dies verschaffte ihm eine neue Gewalt über den Vater.

Es vergingen mehrere Tage, ehe er entdeckte, daß Josephine nicht mit leeren Händen gegangen war. Da er genügend Geld bei sich führte, hatte er die Sicherheitskassette nicht geöffnet und das Fehlen der wichtigen Dokumente gar nicht bemerkt.

Ungefähr acht Tage nach Josephinens Flucht fragten ihn die Dienstboten, ob er Mrs. Bourchier zurück erwarte. Als er dies unwirsch verneinte, machten sie ihm die Mittheilung, noch am nämlichen Tage den Dienst verlassen zu wollen. Da es ihm gleichgiltig war, ob sie blieben oder gingen, begnügte er sich damit, seine verbindlichen Abschiedsworte zu wiederholen, und als sie den schuldigen Lohn forderten, sagte er, das ginge ihn nichts an, sie sollten sich anderweitig darnach umsehen. Die Dienstboten verließen ihn unter Drohungen und Schmähworten, und er blieb allein im Hause zurück.

Da der Zustand für ihn unhaltbar wurde, folgte er bald dem Beispiel der Dienstboten, und das Nöthige zusammenpackend, wollte er nach einem Gasthaus übersiedeln. Sein Letztes war, das Geld aus der Kassette zu nehmen. Er zählte es nach, die Summe stimmte; dann suchte er nach der Brieftasche, deren Inhalt viel zu wichtig war, um zurückgelassen zu werden. Die Brieftasche war verschwunden. Er konnte es zuerst gar nicht glauben und durchsuchte unermüdlich jedes Kleidungsstück, alle Winkel und Möbel seines Zimmers; aber es war umsonst.

Er ergoß sich in einer endlosen Reihe von Schimpfworten; manche hatten ihm selbst, die meisten seiner abwesenden Gattin, die er sogleich im Verdacht hatte, ihn beraubt zu haben. So viel er wußte, war der Schlüssel immer in seiner Tasche gewesen — so viel er wußte, denn er gedachte der Stunden, da er bewußtlos dagelegen, taub und unempfindlich gegen Alles, was ihn umgab. In jener Nacht hatte Josephine ihn verlassen, aber zuvor mußte sie sich seines Schlüssels bemächtigt und seine Kassette geplündert haben. Ein Anderer hatte das Geld genommen und die Papiere zurückgelassen. Josephine hatte die That begangen, aber auf Veranlassung von Mr. Bourchier. Das war es, warum sie so lange bei ihm geblieben, nachdem ihr das Zusammenleben zur Hölle geworden—diese Gelegenheit hatte sie abwarten wollen und durch eigene Schuld hatte er sie herbeigeführt. Die Sache war sonnenklar. Er warf die werthlosen Papiere zurück in den Kasten und begab sich hinunter, um bei einem Glase Grog darüber nachzudenken, in wie weit dieser unvermuthete Verlust seine Interessen schädigte.

Er setzte voraus, daß die Papiere geradewegs zu Mr. Bourchier gebracht wurden, daß sie vernichtet oder in seinen Händen seien. Um die Sache noch schlimmer zu gestalten, hatten sie Alle dort beisammen gelegen, sogar diejenigen, welche seinen eigenen Tod und Frances Geburt bescheinigten. Insofern es Mr. Bourchier betraf, konnte ihn dies nicht sehr berühren, da seinem Schwiegervater nichts mehr übrig blieb. Er dachte daran, wann es wohl an der Zeit sein würde, Allan oder Frances seine Geschichte zu erzählen. Er sagte sich, daß das Hervortreten mit solchen Dokumenten seinen Behauptungen den Stempel der Wahrheit aufgedrückt hätte; in Ermangelung derselben könne er auf Beachtung nicht rechnen. Sogar Frances, bei der er großes Verlangen voraussetzte, das Nähere bezüglich des Vaters Tode zu erfahren, würde einem anerkannten Betrüger keinen Glauben schenken. Je mehr sie ihren Mann liebte, je weniger würde sie geneigt sein, an seine Beschuldigungen zu glauben. Thatsächlich besaß er nichts, um seinen Worten Giltigkeit zu verschaffen, außer den Gegenständen, welche John Thatcher gehört hatten und die er nicht [illegible] vermochte. Auch dieser Gedanke war seit langer Zeit verschwunden.

Er konnte sich Abschriften von den gestohlenen Schriften verschaffen, doch das würde viel Zeit in Anspruch nehmen, und einige Namen und Daten waren ihm nicht mehr ganz erinnerlich. Nein, er mußte Josephine baldigst ausfindig machen, und für den Fall, daß sie sich noch im Besitz der Dokumente befand, ihr dieselben durch Drohungen, Schmeichelworte oder Gewalt entreißen, zum Mindesten aber erfahren, warum sie sich dieselben angeeignet und wem sie sie gegeben.

Er faßte geradenwegs nach Redhills, und den Weg zu Mr. Bourchier erzwingend, verlangte er seine Frau zurück. Er wollte es nicht glauben, daß sie nicht unter ihres Vaters Dache Schutz gesucht. Er suchte viel und laut von entwendetem Eigenthum und drohte mit Haussuchung und ähnlichem Unsinn.

„Suchen Sie nur," sagte Mr. Bourchier, „sie ist nicht hier und war nicht hier. Wäre sie im Hause, hätte man Ihnen sicherlich keinen Einlaß gewährt. Dieser eine Umstand müßte Sie überzeugen, selbst wenn Sie meinen Worten nicht trauen."

„Haben Sie Nachricht von ihr?"

„Ich erhielt einen Brief von der Dame, in deren Obhut sie sich befindet; darin stand, daß sie Sie zur alle Zeiten verlassen hat. Weiter weiß ich nichts."

„Sie wissen doch, wo sie sich aufhält; ist sie in Shortlands?"

„Diese Frage werde ich Ihnen nicht beantworten," erwiderte Mr. Bourchier mit Festigkeit.

„Ich werde mich selbst nach ihr umsehen."

Digby war unsicher, ob die Brieftasche ihren Weg nach Redhills gefunden. Er glaubte, daß alsdann Mr. Bourchier einen anderen Ton angeschlagen haben würde.

„Gehen Sie nur; keinesfalls kehrt Josephine jemals zu Ihnen zurück."

„Das soll meine Sorge sein."

Mr. Bourchier stöhnte mehrmals auf, er sah sehr leidend aus.

„Ehe Sie gehen," fügte er nach hinzu, „sagen Sie mir, ob es etwas gibt, das Ihnen heilig ist—etwas, das Sie bindet, an Ihr Wort bindet."

„Ich halte stets mein Wort, das sollten Sie wissen."

„Gibt es ein Mittel, um Sie unschädlich zu machen? Sagen Sie mir, was Sie fordern, um England auf immer zu verlassen und mir vorher alle Papiere, die Sie besitzen, einzuhändigen, wie auch alle anderen Beweisstücke."

„Sie fangen an, vernünftig zu werden," sagte Digby, entzückt, daß die Dokumente noch nicht in Mr. Bourchiers Hände gerathen waren.

„Ich stehe kurz vor meinem Ende," erwiderte dieser mit einer Emphase, die den Schurken erbeben ließ. „Blicken Sie in meine Züge, und erkennen Sie darin Ihr Werk."

„Nun, einen Theil davon haben Sie sich selbst zuzuschreiben!" sagte Digby mit erzungenem Lachen.

„Thor!" versetzte Mr. Bourchier. „Wenn ich die That auch bereue, so sollte doch ein Mann von Ihrem Schlage wissen, daß es das nicht sein kann, was mich zu Grunde richtet. Wenn Sie auch ein Schurke, ein Betrüger, ein Blutsauger sind, müssen Sie doch das Mittel kennen. Liefern Sie mir jene Papiere aus, verlassen Sie England und sagen Sie mir, womit ich Ihr Schweigen erkaufen kann, und ich werde mich zu einem namhaften Preise entschließen."

So hatte Mr. Bourchier noch niemals gesprochen, und Digby überlegte sich, wie er wohl am besten im eigenen Interesse handelte. Er glaubte wohl, daß seines Gegners Tage gezählt waren, dennoch war der Entschluß ein zu wichtiger, als daß er ihn so ohne Weiteres hätte fassen mögen.

„Ich sagte Ihnen schon einmal, Sie seien zu klug gewesen," fuhr Mr. Bourchier fort. „Nehmen Sie meinen Rath an und begeben Sie diesen Zehler nicht von Neuem. Bedenken Sie, wenn mir die Reue kommt und ich nach Allan und seiner Frau schicke, einen Geistlichen rufen lasse—das ist nichts Ungewöhnliches bei Leuten, die ihr Ende nahe fühlen—dann—" Er sprach mit einem spöttisch-satyrischen Lächeln. Die Drohung war eine eigenthümliche, furchtbare, aber Digby wußte, daß es ihm bitter ernst damit sei, und mußte sich eingestehen, daß Philip Bourchier stärkere Willenskraft besäße, als er selbst; ihm wäre es nicht möglich gewesen, so zu sprechen, im Gefühl des herannahenden Todes.

In seiner Aufregung hatte er bald die große Summe namhaft gemacht, zu der er sich berechtigt glaubte; dann wieder, sich besinnend, daß alle Unterhandlungen zwecklos seien, so lange die betreffenden Papiere nicht in seinem Besitz, sagte er:

„Ich werde Ihnen Bescheid geben; ich will nicht gar zu hart sein, aber Sie müssen mit etwas Ordentlichem herauskommen, und zuerst muß ich Josephine sprechen — wo ist sie?"

„Das müssen Sie selbst ausfindig machen."

In diesem Punkte war Mr. Bourchier unerbittlich, da er aber nicht leugnete, daß sie in Shortlands sei, beeilte sich Digby, dorthin zu kommen. Da die Scheine sich nicht in Mr. Bourchiers Händen befanden, durfte er sich überzeugt halten, daß Josephine wirklich nicht in Redhills war.

In Shortlands meldete er sich ohne Weiteres bei Mrs. Meffites. Diese war vollständig in die Vorgänge eingeweiht; sie war sogar zur Stadt gefahren, um Josephine zu sehen und ihr mit Rath und That beizustehen. Die kleine Frau war überzeugt, daß ihr Mann—so bald er seinen Verlust entdeckt habe—sich bemühen würde, sie aufzufinden. Bei kaltem Blute schmiedete sie sich einigermaßen ihrer eigenmächtigen Handlung, und beschloß daher, die Angelegenheit gegen Niemanden zu erwähnen, bis sie ihren Vater gesprochen und seine Ansicht über den Werth der Papiere eingeholt habe. Bis jetzt hatte sie nur flüchtig hineingeblickt und sich kein Urtheil über deren Bedeutung gebildet. Ihr großer Wunsch war, vorläufig außer Digbys Bereich zu bleiben.

„Willst Du nach Shortlands kommen?" hatte Mabel sie gefragt.

„Nein," erwiderte Josephine, die sich die Sache nach allen Seiten hin überlegte. „Er wird mich zuerst in Redhills suchen, dann in Shortlands."

„Hervorkommt er gewiß zu Allan."

„Ja, aber wenn er bei Euch anfragt, kannst Du ihn nicht in dem Glauben lassen, daß ich mich bei Euch befinde und Ihr mich ihm nicht ausliefern wollt?"

„Das können wir schon," erwiderte Mabel, die sich über die Hinterlist wunderte, welche die Verhältnisse in Josephine herausgebildet hatten.

„Können Dir daraus keine Unannehmlichkeiten erwachsen, Mabel?"

„Nicht im Mindesten; dafür wird Dick schon Sorge tragen."

„Dann thue es, bitte."

In Folge dessen widersprach Mrs. Meffites kaum, als Digby seine Frau forderte mit der Behauptung, daß sie sich hier im Hause aufhalten müsse. Sie war höflich, aber ihre Höflichkeit verrieth deutlich die Beruhigung, die sie für ihren Schwager hegte. Als sie sich seiner Forderung mit Festigkeit widersetzte, geriethen sie in Zorn und zeigte sich in seiner gewohnten Rohheit.

„Ich bleibe hier, bis ich sie zu sehen bekomme. Sie ist hier; ich weiß es. Sie können es nicht leugnen. Ein Jeder hat ein Anrecht auf seine Frau. Hier bleibe ich, bis ich sie sprechen kann."

Mabel machte eine kaum merkliche Verbeugung und verließ das Zimmer. Sie suchte ihren Mann auf.

„Der unverschämte Mensch—Josephinens Mann ist hier," sagte sie. „Er behauptet, nicht gehen zu wollen, bis er sie gesehen hat. Willst Du die Leute anweisen, ihn hinauszuwerfen, ohne ihm den Glauben zu nehmen, daß Josephine hier ist?"

„Das werde ich selbst besorgen," erwiderte Mr. Meffites, und betrat nachlässig, die Hände in seiner Jaquet, das Empfangszimmer. Er sah Digby zum ersten Mal, und der Eindruck war kein günstiger. Mr. Meffites machte wenig Umstände und sagte kurz:

„Nun machen Sie 'mal, daß Sie fortkommen."

„Ich gehe nicht früher, als bis ich meine Frau gesprochen habe."

„Dies geschieht nicht, sie hat kein Verlangen darnach, also hinaus mit Ihnen."

„Ich will sie zehn Minuten allein sprechen, dann gehe ich."

„Nicht eine halbe Minute. Nur bei der Scheidung vor dem Richter, bekommen Sie sie zu sehen—"

„Dann bleibe ich hier.," versetzte Digby mürrisch.

„Ich gebe Ihnen fünf Minuten zur Ueberlegung: wenn Sie alsdann nicht ruhig Ihrer Wege gehen, lasse ich Sie hinauswerfen."

„Ich rathe Keinem, mich anzurühren!"

„Das wird sich ja finden; lassen Sie sich's gesagt sein und gehen Sie."

Mr. Meffites verließ das Zimmer und sein ungeladener Gast konnte sich nicht verhehlen, daß ihm etwas recht Unerquickliches in Aussicht stünde; dessen ungeachtet wollte er sich nicht fügen, und die Augen auf die Thür gerichtet, von wo aus er den Angriff vermuthete, sah er nicht, wie Mr. Meffites über den Hof ging und in Begleitung eines mächtigen Bulldoge zurückkehrte. Jack war berühmt in der Gegend, trotzdem die Menschen alle seine guten Eigenschaften kannten. Als die fünf Minuten verflossen waren, stieß Mr. Meffites das Fenster auf und ließ Jack in das Zimmer springen; ein Wort seines Herrn, und er rührte sich nicht vom Fleck.

„Es thut mir leid, daß Sie noch da sind," sagte Mr. Meffites spöttisch. „Jack läßt Niemanden los, den er einmal gepackt hat, daher werden Sie sich schon seine Gesellschaft gefallen lassen müssen."

Digbys Glieder zitterten. „Rufen Sie die Bestie hinweg!" schrie er.

„Ich denke nicht daran; er rührt sich nicht—bis ich es ihm sage. Dann ist es Ihre Sache, nicht die meine."

Digby sah sich hilflos um.

„Gehen Sie?" fuhr Meffites trocken fort, seinen Mann nicht aus den Augen lassend. Digby hatte zwar eine Pistole in der Tasche, aber er wußte, daß die geringste Bewegung nach dieser Richtung hin das Zeichen zum Angriff war. Was konnte er gegen einen solchen Teufel von Hund wohl ausrichten? Er war ohne'sin entwaffnet, und das furchtbare Thier mit dem verstehenden Gebiß, den hängenden Nasenlappen, war unbezwinglich.

„Ich gehe," sagte er. „Halten Sie das Thier zurück—ich gehe."

„So thun Sie das."

Digby, alle Winde außer Acht lassend, stürzte sich auf die Thür, wo ihn der Schloßherr in Empfang nahm und ihm bis an's Gatter das Geleite gab, Freund Jack an seiner Seite.

„Werden Sie sich's, Jack ist immer auf dem Posten. Er vergißt Keinen, den er einmal gesehen. Nun machen Sie sich aus dem Staube und lassen Sie sich niemals wieder hier blicken."

Digby versuchte es nicht, noch einmal in das Haus zu dringen, aber er blieb in der Nachbarschaft, in der Hoffnung, Josephinen durch Zufall zu begegnen. Er schrieb an sie, mit der Bitte, ihm eine Zusammenkunft zu gewähren. Daß sie in Shortlands sei, war ihm nicht einen Augenblick zweifelhaft. Und er wäre an Ort und Stelle geblieben, bis er sie getroffen, hätten nicht einige seiner Spekulationen durchaus seine Rückkehr nach der Stadt erforderlich gemacht. Der Ultimo stand vor der Thür; er mußte sein Bankkonto regulieren, um so mehr, als auch dort die Dinge nicht zu seinen Gunsten standen. Das Glück war ihm längst nicht mehr hold; er versuchte nicht mehr zu gewinnen, [illegible] sondern [illegible] Geschäftsmann, nach den Gesetzen der Ehrlichkeit.

fasse zu decken. Dann der gefährliche Wechsel! Je eher er etwas Endgiltiges mit Mr. Bourchier abmachte, je besser. Und dafür war es durchaus erforderlich, Josephine aufzufinden und die Schriftstücke zurück zu erobern. Er kehrte nach London zurück, entschlossen, sich baldigst wieder nach Shortlands zu begeben und eine Zusammenkunft mit seiner Frau abzuwarten. Es würde ihm schon gelingen, ihrer habhaft zu werden.

Meffites' Aufforderung auf eine etwaige Scheidung bekümmerte ihn nicht sehr. Seiner Frau war er überdrüssig und sienne sich, seine Freiheit wieder zu erlangen.

Er dachte gerade über diese Dinge nach, als er eines Tages dicht an Josephinen vorüberkam; so dicht, daß ein Irrthum nicht möglich war. Er hatte angehalten, um sie anzureden, wäre sie nicht in Gesellschaft einer älteren Dame gewesen. Er gab dem Kutscher die Weisung, den Damen in entsprechender Entfernung zu folgen. Endlich sah er sie—nach den verschiedensten Umwegen—in Caversham Place ein Haus betreten. Er entließ seinen Kutscher und überlegte, welcher Weg nun wohl der gerathenste sei. Die Bewohner jenes Hauses waren allem Anschein nach Freunde seiner Frau, zu denen sie sich geflüchtet hatte. Sehen wollte und mußte er sie. Er war vollkommen dazu berechtigt, an diese Thür zu klopfen und darauf zu bestehen, daß er Mrs. Bourchier sprechen müsse.

Er klingelte und fragte den ihm öffnenden Diener: „Ist Mrs. Bourchier zu Hause?"

„Jawohl. Ich bitte, näher zu treten."

Es war keine ungewöhnliche Zeit für Besuche, daher wurde er geradenwegs in das Empfangszimmer geleitet. Er sicherte bei dem Gedanken an die Wirkung, welche sein Besuch hervorrufen würde.

„Wen darf ich melden?" fragte der Diener.

„Mr. Smith."

Die Thür wurde geöffnet; er betrat ein großes und elegant ausgestattetes Zimmer und sah am entgegengesetzten Ende seine Frau, in Hut und Mantel, im Gespräch mit einer anderen Dame. Als der Diener ihn meldete, wandte sich Letztere befremdet um, und eine Zeit lang vergaß Digby vollständig, daß er seiner Frau wegen gekommen. Er wußte nur, daß er und Frances Bourchier sich nach so langer Zeit wieder gegenüberstanden.

Sie erkannte ihn gleich. Ihr Erstaunen war so groß, daß sie die Angst, die sich in Josephinens Zügen ausprägte, nicht bemerkte, ihren Ausruf von Entsetzen überhörte. George Manders, der Mann, den sie Jahre hindurch geliebt—stand vor ihr—er war von selbst gekommen. Die Gedanken sind schneller als Worte; sie kommen nicht nacheinander, sondern Alle auf einmal. Er war unaufgefordert erschienen — aus eigenem Antrieb. Sie hatte ihm Unrecht gethan. Seine Gründe, ihr aus dem Wege zu gehen, mochten gewiß, von seinem Standpunkt aus, stichhaltig sein. Nun würde sie Alles erfahren—Alles, was er über ihres Vaters Schicksal wußte.

Diese Gedanken durchzuckten sie im Augenblick, und sie eilte ihm entgegen mit ausgestreckten Händen.

„Sie und es, Sie!" rief sie; „endlich nach so langen Jahren! Ich, wie freue ich mich, Sie zu sehen!"

Er konnte natürlich nicht umhin, ihr die Hand zu reichen, wenn er auch kein Wort hervorbrachte, so groß war seine Ueberraschung.

Josephine, als sie das gegenseitige Erkennen sah, faßte ihre Kleider zusammen, warf sich stolz in den Nacken und eilte hinaus. Weder ihr Mann noch Frances schienen ihre Entfernung zu bemerken. Sie ging auf ihr Zimmer und verschloß die Thür.

„Und sie sagte zu mir, daß sie ihn niemals gekannt hat," rief sie. „Armer Allan—armer Allan!"

## 18. Kapitel.

Die Freude, mit der Frances den Mann begrüßte, den sie nur unter seinem wirklichen Namen, George Manders, kannte, entsprang lediglich egoistischen Motiven. Das Wiedersehen mit ihm an und für sich gewahrte ihr geringe Befriedigung; aber der Gedanke, daß nun endlich der Schleier des Geheimnisses gelüftet werden sollte, daß sie endlich Genaues über ihres Vaters Tod erfahren sollte, beglückte sie, und daß George Manders sie nur besucht, um sie hierüber aufzuklären, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Niemals wäre es ihr in den Sinn gekommen, daß er die unglückliche Josephine gemeint haben konnte, als er nach Mrs. Bourchier fragte.

Nach der ersten herzlichen Begrüßung änderte sich jedoch ihr Benehmen. Die Erinnerung an die Angst und Sorge, die er ihr bereitet hatte durch seine hartnäckige Weigerung, ihr das zu erzählen, was zu wissen sie berechtigt war, stieg wieder in ihr auf, und das erste Gefühl der Freude machte einem anderen Platz, das bedenkliche Aehnlichkeit mit Unwillen zeigte.

„Endlich kommen Sie," sagte sie; „setzen Sie sich und sprechen Sie."

Er gehorchte ihrer ersten Aufforderung, sagte aber kein Wort. Auf diese Begegnung war er nicht gefaßt; am allerwenigsten aber dachte er daran, Frances unter den obwaltenden Umständen die volle Wahrheit zu gestehen. Geld war nicht von ihr zu erlangen; freilich konnte er auf diese Weise Allan und Mr. Bourchier in eine höchst peinliche Lage versetzen. Aber welcher Vortheil würde ihm daraus erwachsen? Rache ohne Geld konnte ihn nicht locken. Und dann blieb es doch noch fraglich, ob es ihm gelingen würde, Frances von der Wahrheit seiner Erzählung zu überzeugen. Um ihr die ganze Sache und deren Beweggründe klarzulegen, mußte er auf ihre eigene Familiengeschichte eingehen, die für sie, wie er genau wußte, in ein vollständiges Dunkel gehüllt war. Er mußte ihr begreiflich machen, daß Redhills, Mr. Bourchiers anerkanntes Eigenthum, nach den Gesetzen [illegible] Gerechtigkeit ihr [illegible]

hörte, daß sie und ihr Gatte Cousin und Cousine seien; allein durch sein Wort genügt, würde diese Erzählung einer scharfsichtigen Frau, wie Frances, zu thöricht erscheinen, als daß sie ihr auch nur Gehör schenkte. Mit Hilfe der Papiere hoffentlich konnte er sie überzeugen, aber die hatte die Hexe Josephine in Händen.

Alle diese Schwierigkeiten durchkreuzten sein Hirn, während Frances ungeduldig auf seine Erklärung wartete.

„Sprechen Sie," rief sie in dem Tone einer Königin, die einem Unterthanen Befehle ertheilt, „sprechen Sie sofort; Sie haben lange genug die Wahrheit verschwiegen."

Es lag ihm aber daran, sie noch länger zu verschweigen: sein Bestreben ging nur dahin, Zeit zu gewinnen und Frances um jeden Preis zu verhindern, Allan oder Josephine zu enthüllen, was sie über sein Verleben wußte.

„Lassen Sie mich nachdenken," sagte er, „nur wenige Minuten."

Diese wenigen Minuten benutzte er, Plan um Plan, Intrigue um Intrigue zu ersinnen, um Frances' Schweigen zu erzwingen. Er wußte sein Spiel verloren, sobald ihr Gatte erfuhr, wer er war. Frances mußte also durch List oder Drohung gezwungen werden, zu schweigen, wenigstens vorläufig, und um dies zu erreichen, wurde er vor keinem Verbrechen, vor keiner Gemeinheit zurückschrecken, darüber war er sich klar.

Sie hatte unterdessen Muße, ihn zu betrachten und mit Verwunderung zu bemerken, welch' große Veränderung in den wenigen Jahren mit ihm vorgegangen war. Er trug die unverkennbaren Spuren eines sehr bewegten Lebens. Er war gut gekleidet, aber ein Anderer, den sie früher nur selten, nur wenn er sich vergaß, an ihm bemerkt hatte, lag jetzt beständig auf seinen Gesichte.— Sie wunderte sich, wie sie für diesen Mann je ein freundliches Gefühl hatte empfinden können, und sann darüber nach, auf welche Weise er wohl seinen Lebensunterhalt gewänne, denn wie sie wußte, verfügte er, als sie sich trennten, nur über geringe Mittel. Keinesfalls hatte er die rechtliche Laufbahn verfolgt, die er ursprünglich einschlagen wollte, denn sonst hätte sie von ihm hören müssen.

„Ich ließ Ihnen genügend Zeit zum Nachdenken, nun sprechen Sie," sagte sie.

„Die Sache will wohl überlegt und erwogen sein," entgegnete er.

„Was ist dabei zu überlegen? Welches Recht hatten Sie, auch nur einen Tag zu schweigen, nachdem Sie erfahren hatten, was ich so sehnlich zu wissen begehrte?"

„Ich hielt es für das Beste, und halte es jetzt noch dafür, Frances."

„Ich vergaß wohl, Ihnen meinen Namen zu nennen, ich heiße Mrs. Bourchier," sagte sie kalt.

„Ich weiß wohl, Mrs. Allan Bourchier im Privatleben, Signora Francesca auf der Bühne. Gestatten Sie mir, Ihnen zu Ihren Erfolgen Glück zu wünschen."

„Ich danke. Nun aber zur Sache."

„Was wollen Sie wissen?" fragte er kurz. Endlich war er zu einem Entschluß gelangt.

„Ich will wissen wie, wann und wo mein armer Vater starb."

„Er wurde getödtet, ermordet."

„Wer war sein Mörder?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen."

„Das sollen und werden Sie mir sagen." Mit diesen Worten stand sie auf und sah von ihrer ganzen Höhe auf ihn nieder.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, weil ich es noch nicht weiß; aber ich kann es ermitteln."

„Sie können es ermitteln und haben es bis jetzt nicht gethan?" rief sie mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens.

„Ich habe es nicht gethan, weil ich es für das Beste hielt, es nicht zu thun."

„Und wer gab Ihnen das Recht, darüber zu urtheilen, den Mörder frei ausgehen zu lassen? Mit diesen meinen Händen hätte ich ihn an den Galgen geliefert."

Ihre Gestalt wuchs, ihre Augen funkelten. Niemals hatte sie auf der Bühne so viel hoheitsvolle Größe, so viel Leidenschaft verkörpert.

Manders fühlte, wie richtig er vermuthet hatte, daß für Mr. Bourchier und selbst für Allan eine böse Zeit anbrechen würde, wenn sie die Wahrheit erführe und—glaubte.

„Wo ereilte ihn der Tod? Starb er in London?" rief sie.

„Ich glaube."

„Sie glauben!" Ihre Stimme zitterte vor Zorn. „Sie glauben! Sagen Sie nur, was Sie wissen."

„Ich weiß, daß er überfallen und erwürgt wurde."

„Und weshalb, aus gemeiner Raublust?"

„Ja," erwiderte Manders zögernd, „ich glaube, wegen einiger Werthgegenstände, die er bei sich trug."

„Glaube, schon wieder! Nun, dann sagen Sie mir, warum Sie glauben, was Sie glauben, woher Sie wissen, was Sie wissen."

„Das kann ich nicht," versetzte er mürrisch.

„Sie wollen nicht, meinen Sie."

(Fortsetzung folgt.)


# Herzleiden geheilt

**durch Dr. Miles' Heart Cure.**

Chronischer Mangel von Schwäche oder Hunger, unregelmäßiger oder intermittirender Puls, Herzklopfen, Athemlosigkeit, Kurzathmigkeit, geschwollene Füße und Knöchel, dies Symptome eines erkrankten oder schwachen Herzens.

Frau M. C. Miller

von Fort Wayne, Ind., schreibt unterm 28. Nov. 1891:

„Ich war vorige Jahren lang mit einem Herzleiden behaftet und litt unaussprechlich. Ich hatte Anfälle von Schwäche und Hunger und mein Herz schlug so, daß der Schmerz was so heftig und quälend, daß ich vor Schwäche und Nervosität nicht schlafen konnte. Ich wandte vier verschiedene Aerzten behandelt aber ungünstigen Bescheid, was gar nichts half. Ich hatte alle Hoffnung auf Genesung aufgegeben. Vor ungefähr zwei Jahren begann ich Dr. Miles' Heilmittel zu nehmen. Eine schwache Dosis gab mir sofortige Erleichterung und nach Verbrauche einer Flasche that das Gewünschte in meiner Herstellung. Ich erfreue mich jetzt eines guten Gesundheit und kenne allen meinen Bekannten und gelegentlichen Freunden ohne Bedenken nach."

Zu haben bei Apothekern. Buch frei.

Man adressire:

Dr. Miles Medical Co., Elkhart, Ind.

**Dr. Miles' Heilmittel machen gesund.**

# Herz- und Nerven-Krankheiten

können wie jede andere Krankheit gehe